

(Nachdruck verboten.)

7

Neu-Karthago.

Roman von Georges Gekhoud.

War er erst dort glücklich gelandet, dann stellte sich im Schutze seines Freundes auch das Vertrauen wieder ein. Er überwand sich dann soweit, den kritischen Blicken der hunderte von hellen und dunklen Augen, die auf ihn gerichtet waren, zu trotzen, das ermunternde Lächeln all dieser grübelgeschmückten Gesichter zu erwidern und wagte es selbst, sich den Arbeitstischen der Polirerinnen zu nähern und das fleißige Regien der rosigen Händchen zu beobachten, die so glatt und glänzend wie das Stearin, das sie handhabten, waren.

Eines Tages fragte ihn Tilbal, ob er noch immer so verfehlen auf Geschichten wäre. „Mehr als je!“ rief Laurent. Der Matrose holte darauf unter seiner Weste zwei dicke Bände hervor, die auf seiner Brust eine unförmliche Beule gebildet hatten. Es war der „Schweizerische Robinson“. „Hier, bitte, nehmen Sie Bücher zur Erinnerung an Siska und Vincent. Ich erbt sie von einem Steueremann, der auf den Antillen am gelben Fieber gestorben. Ich kann sie nicht lesen, denn, sehen Sie, Herr Lortk, mit neun Jahren hütete ich mit Siska die Kühe und mit zwölf Jahren war ich schon Schiffsjunge!“

Laurent ließ sich nicht träumen, welche Verdrießlichkeiten ihm aus dem harmlosen Geschenk erwachsen sollten. Felicitas' Späheraugen hatten die armjeligen beiden Bände, so gut sie auch der Schüler in der tiefsten Ecke seines Koffers versteckt zu haben glaubte, bald entdeckt. Er hatte sie noch nicht einmal zu Ende gelesen. Den ungleich und ungeheuerlich gebundenen verwahrlosten Schmökern entströmte jener aufdringliche Tabaks- und Schiffsgeruch, den alle Gebrauchsgegenstände der Seeleute anzunehmen pflegen, und es bedurfte für Felicitas somit keiner besonderen Fündigkeit, um auf die Vermuthung zu kommen, daß die beiden Bände nicht den Beständen der Dobouziez'schen Bibliothek entnommen sein konnten, die im übrigen auch seit den letzten Ferien unter Verschluss gehalten wurden. Die ungeschminkte Volksthumlichkeit und die abenteuerliche Phantastik dieses „schweizerischen Robinson's" verfehlten des weiteren nicht, den Unwillen und den Entsetz der würdigen Haushälterin zu erregen, denn es ist ja eine bekannte Thatsache, daß gerade so geartete Naturen ihr stolzes Selbstbewußtsein und sittenstrenge Gesinnung Untergebenen gegenüber besonders stark hervorkehren, um ihre eigene Ueberlegenheit und Ausnahmestellung auffälliger zu bekunden. Felicitas bethätigte in dem gegen Laurent eingeleiteten Ermittlungsverfahren die ganze Kunst eines pfiffigen Untersuchungsrichters. Der Zunge wurde einem Verhör nach dem andern unterzogen, und da er sich beharrlich weigerte zu bekennen, wer ihm die Bücher gegeben hatte, so wurden diese Herrn Dobouziez zum Zwecke der Weiterführung des Strafverfahrens übergeben. Da sich Laurent weigerte, der Vorladung des Betters Folge zu leisten, so war ihm zunächst der Nachtschloß entzogen worden, und später hatte man ihm gar bei Wasser und Brot in ein finsternes Zimmer gesperrt, ohne daß diese Zwangsmaßregeln vermocht hätten, den Jungen zum Geständniß zu bringen. Was? Er sollte Vincent Tilbal denunzieren? Nein, eher hätte er sich von dem Räderwerk der menschenmörderischen Maschine kurz und klein haben lassen. Der Gedanke, das Schicksal des blonden „Brachtkerls" zu theilen, ließ ihn müßig der „Neunschwänzigen Rabe" trotzen, die Dobouziez zur Hilfe geholt hatte, nachdem er selbst seinen Vorrath an Einschüchterungsmitteln erschöpft hatte.

Der „Paischa" hatte dem Jungen mit dem raschen Griff des erfahrenen Zuchtmeisters die Hosentaschen heruntergestreift und hielt den Kopf des Delinquenten, der nicht den leisesten Klage laut werden ließ, fest zwischen seine Arme gepreßt. Schon erhob der Büttel den Stock, um dem Widerspännigen eine gehörige Züchtigung angedeihen zu lassen, als Dobouziez, dem doch Gewissensbedenken aufsteigen mochten, oder der sich von der Szene, die seinem Standesbewußtsein unwürdig erscheinen mußte, angewidert fühlte, seinem Sozias in den Arm fiel.

„Mir fällt da eben ein besseres Mittel ein, Deinen Hartschädel zu brechen“, erklärte er Laurent, ehe er von Felicitas in seine Zelle zurücktransportirt wurde. „Ich werde Dich morgen in das Besserungshaus von Saint-Gubert schicken, wo Tauge-

nichte Deines Schlags mit jugendlichem Diebesgesindel zusammen Unterkunft finden!“

Laurent dachte, daß ein Gefängniß so gut wie das andere wäre und daß jenes aus dem Grunde den Vorzug verdiente, weil er dort Felicitas nicht mehr sehen würde.

Inzwischen hatte Tilbal, durch das Ausbleiben seines jungen Freundes beunruhigt, bei den Diensthofen Erkundigungen eingelesen, und sich, nachdem er den Sachverhalt erfahren, unverweilt bei seinem Chef in einer dringlichen Angelegenheit melden lassen.

Herr Dobouziez hatte, nachdem er den Urtheilspruch über sein Bündel gefällt, in aller Gemüthsruhe vor seinem Schreibtisch wieder Platz genommen und, den Rücken der Thür zugewandt, mit der gewohnten umsichtigen Geistesklarheit die unterbrochene Arbeit wieder aufgenommen. Tilbal zog seine Holzschuhe aus Rücksicht auf den kostbaren Tournai-Leppich aus und blieb mit der Mühe in der Hand an der Thür stehen. Der Herr Fabrikbesitzer geruhte kaum einen Seitenblick auf den Eintretenden zu werfen und knurrte ohne die Augen von der vor ihm ausgebreiteten Zeichnung zu erheben, ein kurzes „Treten Sie näher heran! Was wollen Sie?“

„Entschuldigen Sie, gnädiger Herr, aber ich wollte nur melden, daß ich Herrn Laurent die Bücher gegeben habe, die Sie so gegen ihn aufgebracht haben.“

„So? Sie waren's also?“ bemerkte Dobouziez trocken, indem er auf den Knopf des elektrischen Läutewerks drückte. „Lassen Sie sich, bitte, von Fräulein Felicitas die Sachen geben, die man Paridael abgenommen hat!“ rief er dem Stifft zu, der auf das Signal herbeigeeilt war.

Als die Beweisstücke herbeigebracht waren, erhob sich der Fabrikbesitzer ärgerlich vom Stuhl, betrachtete mit sichtlichem Ekel die erbärmlichen Schmöcker, die seinem Auge den häßlichen Anblick einer Qualle oder irgend eines anderen schleimigen Seegethiers boten, und da er gerade keine Zange bei der Hand hatte, um die scheußlichen Bände ohne Gefahr für seine Hände aufzuheben, machte er Tilbal ein Zeichen, sein Eigenthum wieder an sich zu nehmen.

„Von nun an werden Sie es gefälligst bleiben lassen, meinem Bündel solch albernes Zeug einzuhändigen!“

„Versteht sich, gnädiger Herr! Wenn ich eine Ahnung gehabt hätte, daß der liebe Kleine wegen der dummen Bücher Unannehmlichkeiten haben sollte, hätte ich mich gewiß gehütet, sie ihm zu geben. Aber, nicht wahr, Sie werden's ihm nicht weiter entgelten lassen? Er kann ja nichts dafür. . . Wenn Einer schuld an der Sache ist, dann bin ich's allein. . .“

Herr Dobouziez wandte dem Zudringlichen, dessen Färsprache ihm augenscheinlich auf die Nerven ging, den Rücken, setzte sich und machte sich daran, seine Reißfeder nach allen Regeln der Kunst mit chinesischer Tusche zu füllen, um an seiner Zeichnung weiter zu arbeiten.

„Eins möchte ich noch erwähnen, gnädiger Herr,“ begann Tilbal aufs neue, nachdem er vergeblich versucht hatte, die Aufmerksamkeit des Chefs durch anhaltendes Husten auf sich zu lenken. „Ihr Schützling ist alles andere eher als ein nichtsnutziger Schlingel! Die Leute, die Ihnen das vorreden, täuschen Sie. . . Meine Frau kennt den Jungen besser, die kann Ihnen am besten sagen, was an ihm ist! . . . Ist es wirklich Ihr Ernst, das Kind mit jugendlichen Verbrechern zusammensperren zu lassen? Gnädiger Herr, ich wende mich an Ihr Ehrgefühl, es ist unmöglich, daß Sie den braven Burtschen verurtheilen, weil es kein Judas sein will, jawohl, kein Judas. . .“

Herr Dobouziez war bei der Herausforderung, die ihm da in's Gesicht geschleudert wurde, jäh zusammengezuckt; er erhob sich mit abschalem Gesicht halb vom Stuhl und wies mit nicht zu mißdeutender Geberde nach der Thür. Es lag so viel Gebieterisches in dieser stummen Aufforderung und aus dem Blick, der dabei auf Tilbal fiel, sprach ein solches Uebermaß von stahlharter Eigenwilligkeit, daß der Seemann, aus Furcht, seinen Freund noch tiefer hineinjurübern, vorzog, wieder in seine Holzschuhe zu schlüpfen und wortlos seiner Wege zu gehen.

Es mag dahingestellt bleiben, ob Tilbal's Vermittelung auf Dobouziez' nüchternen Sinn Eindruck gemacht hatte oder ob der Mann des weisen Maßhaltens das Aufsehen

fürchtete, das die strenge Durchführung der angedrohten Strafe in der Oeffentlichkeit erregen mußte: Laurent blieb das Gefängniß von Saint-Hubert erspart. Nur vermehrte der Vormund die zahlreichen Verordnungen, die Laurent's Leben regelten, um das neue Verbot, die Fabrikräume fernerhin zu betreten und mit den Arbeitern zu verkehren.

„Als wenn er nicht so schon schlecht und gemein genug wäre!“ knurrte Felicitas, die die Weisung erhielt, den verwahrlosten Jungen fernerhin noch strenger als bisher zu halten.

„Güte Dich, Bürschchen, daß ich Dich nicht noch einmal beim Herumlungern in der Fabrik erwische“, drohte Saint-Fardier und ließ dabei seinen Spazierstock durch die Luft saufen.

Die Aussicht, eine tüchtige Tracht Prügel einzuheimen, hätte Laurent gewiß nicht davon abgehalten, das Verbot zu übertreten. Er versuchte mehr als einmal Tilbat wiederzusehen und ihn seiner unverminderten Zuneigung zu versichern, leider aber ließ man den Schlüssel in der Verbindungsthür zwischen Garten und Fabrik nicht mehr stecken, und die Ferien gingen zu Ende, bevor Laurent Gelegenheit gefunden hatte, über die Mauer zu klettern, um zu seinem Freunde zu gelangen.

Als Laurent die nächsten Ferien wieder in das Haus des Vormundes führten, überraschte ihn Felicitas als Willkommensgruß mit der Nachricht, daß sein vielgeliebter Matrose nicht lange nach der Geschichte mit dem „Schweizerischen Robinson“ an die frische Luft gesetzt worden war. Er war das Opfer der Verfolgungssucht Saint-Fardier's geworden, der ihn so lange quälte und schuhriegelte, bis der brave Kerl, so geduldig und gleichmüthig er auch war, schließlich die Geduld verloren und aufgemußt hatte, was von seinem Beiniger als willkommener Vorwand benutzt wurde, den unbequemen Störenfried zu entlassen.

Zu seiner Bestürzung machte sich Laurent unerbittlich auf die Suche nach Gina, um diese zu bewegen, für Tilbat und die Seinigen, der Arme hatte Frau und Kinder, ein gutes Wort einzulegen.

Gina hatte im Verlaufe des Dramas, das mit der Entlassung Tilbat's zum Abschluß gelangt war, nicht den geringsten Antheil an den Vorgängen genommen. Weit entfernt, für das vermeintliche Vergehen Vincent Tilbat's einen Milderungsgrund zu suchen, hatte sie nicht einmal ihren Einfluß zu gunsten Laurent's geltend gemacht. Sie zeigte sich im Gegentheil nur noch stolzer und unzugänglicher, seit sie von den Beziehungen, die zwischen ihrem Vetter und den „gemeinen Leuten“ bestanden, Kenntniß erhalten, und vermied es selbst, auch nur ein Wort über den Scandal, der das ganze Haus in Aufruhr brachte, zu verlieren. Während der Junge, den Tilbat mit seiner vergifteten Lektüre augenscheinlich verseucht hatte, Quarantäne hielt, hatte sich das hochmüthige Fräulein auch nicht ein einziges Mal nach ihm erkundigt. Und als er endlich dem Verkehr wiedergegeben war, geruhte sie kaum, ihn als Hausgenossen anzuerkennen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Auf der Kongobahn.

(Schluß.)

Nach einem Weg von 30 Meilen über hügeliges Land erreichten wir die auf halbem Wege liegende Station Songololo. Nun jagen wir fest! — „Alle absteigen!“ hieß es. „Der Zug geht heute nicht weiter; diese beiden Zelte stehen den Reisenden zur Verfügung.“ Davon hatte man uns in Tumba allerdings keine Mittheilung gemacht; wir hofften Matadi noch am selben Tage zu erreichen. Zwei große, einfach bedachte Zelte wurden uns in der brennenden Sonne angeboten. Da meine Frau und mein Kind bei mir waren, wurde eine hölzerne Hütte für uns ausfindig gemacht. Jedermann war höflich und bemühte sich, Hilfe zu leisten. Läden waren nicht vorhanden, Nahrungsmittel nicht zu beschaffen. Nur mit Wasser konnten wir versorgt werden. Endlich gegen Abend brachte uns der ankommende Dienstzug Brot aus einer vierzig Meilen entfernt liegenden Bäckerei.

Songololo ist ein hübscher, ebener Flecken inmitten einer Wildniß, schwach bevölkert und mit viel Wild versorgt, da sehr viele Elefanten, Büffel und Antilopen zu finden sind. Ueber zweihundert schwarze Eisenbahnarbeiter haben dort ihre Feldhütten. Auch größere Holzhäuser für die weißen Ingenieure fanden sich dort. Ich fragte einen der Eingeborenen nach dem wirklichen Grunde unseres Aufenthaltes. „Keine Kohlen; nicht ein Pfund findet sich auf der Station. Auf den Nebengeleisen stehen drei Züge, die nicht vorwärts können.“ Man vermochte sie nur mit

der Hälfte Nation Kohlen zu versehen, bis eine neue Ladung aus Europa kam. Am Abend war ein Kohlenzug zu erwarten. Wir kamen indessen erst um neun Uhr morgens fort. Alle Lust nach weiteren Erlebnissen war mir jetzt vergangen.“

Man hatte außerordentliche technische Schwierigkeiten überwunden, um die Bahn zum Hafen in diesem gebirgigen Lande zu Wege zu bringen. Es geht durch herrliche Wälder und gebirgige Szenerien, bald folgte man einem reizenden Strom in seinem Lauf, schnell mit ihm bergab jagend; dann wieder mühsam zwischen Schluchten nach einem anderen Gipfel empor und wieder hinab in ein anderes Gebiet wildrauschender Gießbäche. Es ist ein Meisterwerk verwegener Ingenieurkunst.

Zuletzt hielt man in einer Schlucht. Es war keine Station, nur ein Ruhepunkt, um die Züge der eingeleitigen Bahn aneinander vorbeipassiren zu lassen, da der ankommende Direktor der Bahn mit seinem Zug voraus mußte. Man hatte Zeit genug, um in dem nahen Strome zu baden.

„Wie angenehm ist es doch,“ so äußert sich unser Gewährsmann, „inmitten einer solchen Fahrt an einem heißen Tage rasten und sich durch ein Bad erquiden zu können. Weit besser als die fieberhafte Eile der Eisenbahn-Fahrten daheim!“ Eines Tages verlor der Maschinenführer seinen Hut auf der Fahrt; er hielt den Zug an und ließ eine Viertelmeile zurück.

Der Direktor kam und man setzte die Reise fort; aber nach acht Meilen hatte man wiederum einen langen Aufenthalt. Hier befand sich das erste Waarenlager; es gab Erfrischungen und Mächjen mit herrlicher sterilisirter Milch. Es galt, noch vierundzwanzig Meilen bis Matadi zurückzulegen.

Man gelangte nach Station La Mia am Mpalabala-Gebirge, das die größten technischen Schwierigkeiten bot. — Auf dieser Strecke hatten wir einen weißen Maschinenführer; nichtsdestoweniger entgleiste unsere Maschine und alle ihre acht Räder versenkten sich an einem sehr ungelegenen Platze in den Kies. Pflöde, Hebel und alle sonstigen Werkzeuge wurden mitgeführt, denn derartige Vorkommnisse waren nichts Seltenes. Es war augenscheinlich, daß man die Lokomotive vor den frühen Morgenstunden nicht wieder flott machen würde.

Um fünf Uhr morgens setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Der Weg wand sich jetzt 360 Fuß aufwärts auf die große Anhöhe und stieg die 830 Fuß auf der andern Seite ganz vorzüglich bergab. Hier passiert die Bahn eine 80 Fuß über einem Gießbach gelegene Gitterbrücke, kreuzt den Mpozo-Fluß, der zum Kongo hinabfließt und setzt dann hart an den steilen Abhängen der Mpozo-Schlucht ihren Weg fort. Der Weg ist so schmal, daß man an einigen Stellen von den Bogenfenstern aus den Mpozo nur 100 bis 150 Fuß unter sich schäumen sieht, während die Bahn so fürchterlich scharfe Kurven nimmt, daß die Geschwindigkeit auf den Spazierschritt eines Fußgängers herabgemindert werden muß.

Um halb sieben Uhr am nächsten Morgen langte der Zug endlich in Matadi an. Der Reberend machte nun auf die Thatsache aufmerksam, daß die Gültigkeitsdauer des Retourbilletts bereits verstrichen wäre, und so wurde ihm eine Verlängerung gewährt. Die Stadt Matadi ist ein steiniger Platz, auf steilen Ufern erbaut; Häuser, Fabriken und Magazine sind reichlich vorhanden. Der Fluß ist dort etwas weniger als eine Meile breit. Dort befinden sich auch Reparaturwerkstätten der Eisenbahnen.

„Auch auf der Rückreise,“ so heißt es weiter in der Schilderung des Missionars, „hatte ich meine Erlebnisse. Als wir eine Anhöhe mit vielen Kurven erklimmen, bleiben wir plötzlich stehen. Die Lokomotive war entgleist. Ich sammelte Reisig und Gras für mein Nachtlager und traf Vorkehrungen, um die Nacht im Freien zubringen. Aber nach einer Stunde war die Maschine wieder im Geleis. Wir fuhren ab, legten ein oder zwei Meter zurück und entgleisten wieder an derselben Stelle. Es war fünf Uhr, und erst um halb acht gelang es, die Sache wieder in Ordnung zu bringen. Nun setzten wir uns in Bewegung und zwei Fuß weiter waren wir wieder entgleist; die Pflöde wurden wieder gestellt, aber erst um halb zwölf Uhr konnten wir losfahren. Diesmal gelang es uns wirklich, die schlimme Stelle zu passiren und glatt vorbei zu kommen, aber es war eine böse Fahrt.“

Aber damit waren die Schwierigkeiten keineswegs überwunden, immer wieder mußte man Station machen, immer wieder unter großen Gefahren gegen die steilen Abhänge ankämpfen, und um die letzten 24 Meilen (engl.) nach Tumba zurückzulegen, brauchte man nicht weniger als 6½ Stunden. —

Die Gefahren und Mühen der ersten Zeit sind jetzt überwunden. Das Material ist verbessert, und die Maschinen arbeiten gut und sicher. Die Eisenbahn ist bis Dolo, Stanley Pool, vervollständigt worden und geht bis Leopoldville, das ist eine Entfernung von 250 Meilen. So ist man der Natur Herr geworden und die großen ausgedehnten Flächen am oberen Kongo sind mit der zivilisirten Welt in Verbindung getreten. Ein rascher Dampfschiffsverkehr legt den Weg von Antwerpen nach dem Kongo in achtzehn Tagen zurück, und die Eisenbahn muß die ganze Entfernung von Matadi nach Stanley Pool in zwei Tagen bewältigen. Ein schneller Dampfer für den oberen Kongo wird in Stanley Pool gebaut, um die Entfernung von dort bis zu den Stanley Falls (1000 Meilen) in elf Tagen zurückzulegen; so wird es möglich werden, die Reise von Antwerpen nach den Stanley Falls, im Herzen von Afrika, in einunddreißig Tagen zu machen. —

Kleines Feuilleton.

— **Zoll-III.** (Nachdruck verboten.) Einen drolligen Spas leisteten sich kürzlich zwei Sonntagsausflügler (Arbeiter aus München) im Bahnhof zu Kuffstein, die es auf die bayerischen Zöllner abgesehen hatten. Der Portier forderte bereits zum „Einsteigen nach Rosenheim-München“ auf, da kamen die zwei Ausflügler in die Revisionshalle hereingetrotzt, von denen jeder zwei Flaschen sorgsamst in den Händen trug. Nach Pflicht und Vorschrift fragte einer der Revisionsaufseher nach dem Inhalt dieser vier Flaschen und bekam die überraschende Antwort, daß Wasser, tirolisches Wasser drinnen sei. Das glaubt natürlich der stärkste Gendarm nicht, und ein Zöllner im Dienst schon gar nicht. „Hergeben!“ Die Ausflügler stellten die Flaschen auf die Revisionsbarriere, der Zöllner entlorst eine Flasche, riecht, kostet den Inhalt. Kein Zweifel, Wasser, gewöhnliches zollfreies Wasser! Unglaublich! Zwei Münchener, von Tirol heimkehrend, führen Wasser mit sich! Der Beamte läßt sich nicht verblüffen, er prüft jede Flasche auf ihren Inhalt. Schon drängen die Eisenbahner zum Einsteigen, es ist „höchste Zeit“ zur Abfahrt. Einer der Ausflügler höhnt: „Glauben Sie's noch nicht, daß es Wasser ist?“

„Unglaublich!“ meint der Zöllner und läßt aus Versehen eine der Flaschen fallen. Ein Klirren, ein Patschen, die Flasche ist zerbrochen, das Wasser näßt den amtlichen Boden.

Jetzt kam Leben in die zwei Ausflügler, welche mit großer Bestimmtheit — Ersatz der vom Beamten zerbrochenen Flasche verlangten.

- „Lächerlich, eine wertlose Wasserflasche!“
- „Höchste Zeit zur Abfahrt! Der Zug geht in einer Minute ab!“
- „Wir bestehen auf Schadeneriaz!“
- „Sie veräumen den Zug und müssen hier übernachten!“
- „Das ist gleichgiltig! Wir bleiben auf Kosten des Zollamtes hier, bis Schadeneriaz geleistet ist!“

Nun mißte sich der jourhabende Zollassistent darein und erklärt, daß das Zollamt keinerlei Entschädigung leiste. Ueberdies handle es sich doch nur um eine Bagatelle!

Die Ausflügler lassen nicht locker, sie fordern das Beschwerdebuch. Während der Assistent erklärt, daß es im Zollamt kein Beschwerdebuch gebe, fährt der Zug, der letzte des Sonntags, ab.

Der Streit um Ersatz einer zerbrochenen Wasserflasche interessiert nun das ganze Eisenbahnpersonal, Süd- und Staatsbahner, Kellner, Gäste eilen herbei. Alles freut sich wie Schneekönige über den Streit, der nunmehr als grandioser Zollkull zu erkennen ist. Nur begreift man nicht, daß die Ausflügler den letzten Zug unbenutzt ließen und den Streit fortsetzen, also in Kuffstein auf eigene Kosten übernachten müssen.

Der Assistent mißte fort, sein Dienst ist bis zum nächsten Nachtschnellzug beendet, ebenso wollen die Revisionsaufseher austreten. Die Ausflügler fordern energisch Ersatz, protestieren und erklären, so lange auf der Gepädrevisionsbank zu verbleiben, bis ihnen der Betrag von — zehn Pfennigen für die amtlich zerbrochene Flasche verabsolgt wird.

Das Auditorium grinst vor Vergnügen; man besichtigt aber, daß der Zollassistent dem III durch Zahlung des verlangten Kideis ein Ende bereiten werde, doch der Beamte thut es nicht und verläßt mit den Aufsehern die Halle.

Nun rühten sich die Ausflügler auf der Bank häuslich ein. Der Nachtschnellzug nach Italien ist gekommen und wieder abgedampft, es ist Zeit, den Bahnhof bis 4 Uhr 15 Minuten früh abzuschließen. Der Südbahn-Portier fordert die Känge zum Verlassen des Bahnhofes auf, stößt aber auf entschiedenen Widerstand. Die Ausflügler wollen bleiben, bis ihnen die verlangte Entschädigung zu theil geworden.

Hilflos steht der Portier; ein solcher Fall ist noch nicht vorgekommen, seit der Bahnhof steht! Was nun beginnen? Ein rettender Gedanke! Der Stationschef der Südbahn als Hausherr des Bahnhofes wird aus den Federn geholt und kommt herbei.

Die Wirtholde verweigern dem „Zivilisten“ jede Auskunft. Der Chef droht mit Entfernung durch die Gendarmenrie.

„Erst Uniform anziehen!“

In der Hoffnung, die Leute doch noch auf gültigem Wege loszuwerden, eilt der Stationschef in die Kanzlei, zieht die Uniform an, setzt das Dienstkäppi auf und versigt sich in die Revisionshalle zu den Allbrüdern. Jetzt wird Auskunft gegeben, aber der Protest erneuert. Klipp und klar verlangen die Ausflügler, daß das Ministerium von München hierher zitiert werde und den Entschädigungsbetrag mitbringen solle. Der Stationschef weint vor Vergnügen, die Allbrüder lachen mit. Die Heiterkeit steigert sich durch die Versicherung des Hausherrn, daß der bayerische Finanzminister mit Vergnügen die zehn Pfennige Staatsgelder mitbringen werde, nur müßten die Herren die Depeche im Telegraphenamte der Stadt Kuffstein aufgeben.

Das leuchtete ein; die Wirtholde verließen den Bahnhof, der augenblicklich hinter ihnen abgeschlossen wurde.

Weiteres ist nicht bekannt geworden; aber ganz Kuffstein lächt über den III. —

Arthur Achleitner.

Musik.

Montag, 10. Oktober. 1. Philharmonisches Konzert. Dirigent: Arthur Nitsch. — In der prächtig neugeputzten „Philharmonie“ haben die unserer „eleganteften“ Gesellschaft gewidmeten

Konzerte begonnen. Die Neuigkeit des Abends war die (übrigens schon in mehreren deutschen Städten, auch in Berlin aufgeführte) „Scheherazade“, eine „symphonische Suite“ von Rimsky-Korsakow, dem wohl modernsten russischen Komponisten (geboren 1844, in leitenden musikalischen Stellungen zu Petersburg thätig). Aus der Märchenwelt von Tausend und Eine Nacht sind einige Stimmungen und Momente lediglich als Grundlage für eine musikalische Phantasiewelt genommen, die äußerlich an unsere deutschen Programmuffen wie die von Liszt erinnert und jedenfalls all den Reichthum an Mitteln der Instrumentierung u. s. w. benützt, den wir von daher kennen. Verschieden ist sie von ihnen schon durch die größere melodische Erfindung, wenigstens auch hier die Themen zur Kurzathmigkeit neigen; dann durch ein im ganzen, nicht im einzelnen arbeitendes Darstellen; endlich durch ein üppiges Hervortreten der Solostellen. Der Komponist, dem Ausbildung durch Selbststudium nachgerühmt wird, verlangt ersichtlich, daß wir an sein Werk ohne die Erwartung gewohnter Formen herantreten und auf das äußerste an Sprunghaftigkeit im Rhythmus, in den Harmonien zc. gefaßt sind; speziell ein deutsches Gehör hat es nicht leicht, diesem Aneinanderreihen der allernannigfachsten Wendungen zu folgen. Hat man sich einmal „hineingehört“, so kann man der in diesem Werk liegenden Kunst auch mit einem ihr abgemendeten Geschmaad gerecht werden; am wenigsten aber wird man hoffen dürfen, auf diesen Wegen fruchtbarere Fortschritte der Musik zu bekommen, besonders wenn es sich um deutsche Kunst handelt. Unsere Dirigenten, Direktoren zc. mögen immerhin aus dem Ausland Stücke für das Publikum und für die Kasse holen; dann aber sei rasch wieder zur einheimischen Produktion zurückgekehrt! Meister ihrer Kunst wie Herr Nitsch werden ja wissen, was alles noch fehlt; an Material und an Rathschlägen wird's jedenfalls nicht fehlen.

Neben jener Novität glänzte Frau Marcella Sembrich durch den wohl unbefrittenen Glanz ihrer Stimme und ihres Vortrags. Sie steht über den ungezählten Sängerrinnen, die uns die kleinen Konzertaabende füllen, ungefähr so hoch, wie das Publikum dieser Künstlerabende über dem in langen Reihen angefahrenen, prägnen, schmucksimmernden, tonveritenden und anscheinend für alles, nur nicht für Musik interessirten Publikum einer solchen pompösen Konzertaufführung steht, das natürlich nicht im Stande ist, in dem geradezu absurd „gemischten“ Programm eines derartigen Konzerts ein eigenes Spiegelbild zu erkennen. — Ueber die herrliche Tonfülle der Sängerin auch in den höchsten Höhen; über den Reichthum an Klangfarben, der ihr zu Gebote steht; über ihr musterhaftes Votalisieren, das sich niemals „Plattheiten“ erlaubt; über die Kunst des Ausdrucks, mit der sie „Koloraturen“ so angefaßt, daß man diesen Begriff ganz vergißt: über all das ist ja kaum mehr Neues zu sagen. Wolte uns nur auch die Künstlerin etwas Neues sagen! Sie sang einen „Mozart“ und einen „Verdi“; aber auch das wohlthig schöne Lied von Franz Ries: „Der Abend schaut durchs Fensterlein“, das sie zugeb, konnte uns natürlich nicht davon in Kenntniß setzen, wie sich ihre Kunst gegenüber dem bewahren würde, was unsere musikalische Lyrik längst über das Niveau der Sembrich'schen Programme hinaus geleistet hat. — Etwas Entsprechendes wie den dieser Künstlerin gependeten Beifall haben die braven Instrumentalisten, zumal die Bläser, für ihre außerordentlichen Leistungen zu gungten Rimsky-Korsakow's leider nicht gefunden.

Wagner's „Kaisermarsch“ und Beethoven's „Siebente“ ergänzten den Abend. Auf die zu diesen Konzerten regelmäßig ausgegebenen zweimäßigen „Programm-Blätter“ und auf die zugänglichen „Essentiaen Hauptproben“ sei noch eigens aufmerksam gemacht. —

sz.

Kunst.

— Ueber die Herstellung der japanischen Farbenholzschnitte berichtet „Reclam's Universalium“: Der geistige Urheber des ganzen, der Künstler, schneidet niemals selbst, ja er zeichnet nicht einmal auf den Holzblock, wie dies viele von unseren Künstlern thun, sondern entwirft nur alles mit dem Pinsel auf ganz dünnem Papier. Das klebt der Holzschnitzer turzgerhand mit der Bildseite auf den Block und schneidet nun seine Druckplatten aus, indem er ganz genau den durchschimmernden Linien der Zeichnung mit dem Messer folgt. Durch dieses unmittelbare Verfahren wird die Eigenart der Künstlerhand ganz unvermindert wiedergegeben, und darin liegt zum großen Theile der Schlüssel dafür, daß die japanischen Holzschnitte immer wie Originalstüben aussehen. Da die Japaner auch in farbigen Darstellungen schwarze Konturlinien zu sehen wünschen, entwirft der Künstler zunächst eine Umrißzeichnung. Die schneidet der Holzstecher in Kirschbaumholz und giebt die Platte dem Drucker, der davon dem Künstler einige Abzüge liefert. Ist der Abzug nicht nach Wunsch, so muß der Stecher ändern und der Drucker wieder abziehen; ist er nach Wunsch, so trägt der Künstler die erste Farbe darauf ein und giebt das Blatt dem Holzschnitzer zurück. Der klebt es wieder auf, aber auf einen anderen Stock, schneidet die erste Farbenplatte danach und schiebt sie zum Drucker, der auf einen Schwarzdruck nun die erste Farbe setzt. Dieses Blatt wandert zum Künstler, erhält von ihm den zweiten Farbauftrag und geht wieder zum Holzschnitzer, der danach die zweite Farbenplatte anfertigt. Die druckt nun wieder der Drucker auf einen Abzug, der bereits die schwarze und erste Farbenplatte enthält, und übersendet den Neubruck dem Künstler, damit dieser ihn prüfe und die dritte Farbe eintrage. So geht das Wechselspiel zwischen Künstler, Holzschneider

und Drucker fort, bis sämmtliche Farbenplatten geschnitten sind und das fertige Bild den Absichten des Künstlers entspricht. —

Völkerkunde.

kg. Zahlen-Mythik im alten Mexiko. In dem letzten Heft der „Zeitschrift für Ethnologie“ macht Edouard Seler interessante Mittheilungen über das Zahlensystem der alten Mexikaner. Den indianischen Philosophen waren verschiedene Zahlen wichtig. So die Zahl 4, weil sie der Zahl der Himmelsrichtungen entspricht, die Zahl 5, weil man die Mitte auch als fünfte Gegend zählte und dann, weil fünf das über das Normale (vier) Hinausgehende, das Uebermäßige bezeichnete. Interessant ist es, daß die Zahl 3, die in der Zahlen-Mythik der alten Welt eine so große Rolle spielt, hier von geringer Bedeutung ist. Nur bei den Maya tritt sie als mythische oder rituelle Zahl auf. Ebenso ist es mit der in europäischen Aberglauben so wichtigen Zahl 7. Nur bei den Stämmen der Maya-Familie wird sie öfters erwähnt. So heißt es in den Calkiquel-Amalalen, daß man dem Dämon alle 7 und alle 13 Tage Speise brachte. Kuzumaz, der Zauberfürst steigt sieben Tage zum Himmel, sieben Tage zur Hölle, sieben Tage ist er eine Schlange, sieben Tage ein Adler u. Eine ganz besondere Rolle spielen aber in der Mythik des alten Mexiko und des alten Central-Amerika die 9 und 13. 9 übereinander geschichtete Himmel und 9 Unterwelten zählten die Mexikaner, und an dem Eingang der untersten Hölle fließt der neunfache Strom. Im obersten genannten Himmel herrschen die Urgötter, von denen alles Leben seinen Ursprung hat. Es wird aber auch von ihnen gesagt, daß sie im 13. Himmel wohnen. In den Traditionen der Maya werden die neun Generationen und die 13 Generationen genannt. Die neun Generationen sind der Ausdruck für eine Gottheit, ihre Vereinigung mit den 13 Generationen ist noch in der heutigen Sprache der Ausdruck für „ewig“. Die Maya sprechen von den 13 Schichten der Wolken. In dem merikanischen Kalender, dem Toulamatl giebt es 20 verschiedene Tageszeichen. Damit werden 13 Ziffern regelmäßig aufeinander folgend kombiniert. —

Meteorologisches.

— St. Elmsfeuer. Vom türkischen Haff schreibt man dem „Mem. Dampf.“: Die sehr seltene elektrische Erscheinung des St. Elmsfeuer ist kürzlich auf dem türkischen Haff beobachtet worden. In einer Nacht der Vorwoche wurde der Schiffer K. aus Lohje auf der Heimreise von Nemele von einem kurzen, aber sehr schweren Gewittersturm überrascht, der ihm aber weiter nicht gefährlich wurde, da er sich unter dem Schutze der Mehrung befand. Plötzlich bemerkte der Schiffer trotz der tiefen Dunkelheit an der Spitze des Mastes einen weißen Gegenstand, der immer heller wurde. Es war die Flagge des Rahnes, die von einem bläulichen, phosphoreszirenden Scheine erleuchtet wurde, der sich immer weiter verbreitete, so daß schließlich der ganze obere Mast und die daran befestigten Leinen in dem gespenstischen Lichte leuchteten. Der Schiffer war anfangs zwar sehr erschreckt, sagte aber bald wieder Muth, da er seinerzeit diese Erscheinung als Matrose im indischen Ozean zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Anders der jugendliche Matrose; er weigerte sich trotz alles Zuredens auf das entschiedenste, irgend eine Leine oder das Segel, dessen oberer Theil ebenfalls leuchtete, zu berühren, so daß der Schiffer alle Kraft zusammennehmen mußte, um des stampfenden Rahnes Herr zu bleiben. Die ganze Erscheinung hatte die Dauer von 20 Minuten und verblaßte allmählig, als das Wetter vorüber war, wiederholte sich aber nach etwa 1 1/2 Stunden auf dem offenen Wasser, wenn auch in schwächerem Maße und während eines kürzeren Zeitraumes. Das St. Elmsfeuer ist auf dem Haff eine sehr seltene Erscheinung daher der Fischerbevölkerung auch wenig bekannt und wird von derselben mit abergläubischer Scheu betrachtet. —

Technisches.

— Die Beverthal-Sperre am Oberlaufe des Wupperflusses ist am 8. Oktober in Betrieb gesetzt worden. Die Sperre wurde von der „Wupperthal-Sperren-Gesellschaft“ durch den Professor Fejo aus Aachen gebaut. Das Werk soll im Verein mit den im Bau begriffenen Sperren im Lingerer- und Herbringhauser-Thale, sowie den dazu geplanten Ausgleichbecken bei Beyenburg und Buchenhofen dazu dienen, die Ueberschwemmungsgefahren der Wupper zu vermindern, dem Flusse eine konstantere Wassermasse zu verschaffen und damit auch die an seinen Ufern gelegenen 437 industriellen Werke befähigen, selbst während der wasserarmen Zeit ihren Betrieb aufrecht erhalten zu können. Die Bever ist ein linker Nebenfluß der Wupper und hat mit ihren seitlichen Zuflüssen ein Niederschlagsgebiet von 22 Quadratkilometern. Ueber die Größtenverhältnisse der Sperre berichtet die „Zf. f. B.“: Durch eine Sperrmauer von 17 Metern Stauhöhe und 250 Metern Kronlänge wurde ein Becken geschaffen, das nahezu 4 Millionen Kubikmeter Wasser aufzunehmen im stande ist. Die Sperrmauer ist im Grundriß gestrichelt nach einem Sperrbogen von 250 Metern Radius, hat in der Untergrundsöhle eine Dide von 17 Metern und in der Krone noch eine solche von 4 Metern. Ihre Herstellung erforderte 30 000 Kubikmeter Mauerwerk, dessen Mörtel aus 1 Theil Fettkalk, 1 1/2 Theilen Traß und 1 3/4 Rheinsand bereitet wurde. Die Entlastung des 1/2 Million Quadratmeter umfassenden Beckens erfolgt durch einen Ueberlauf von 56 Metern Breite, außerdem sind zwei

Ueberlaufrohre von 80 Zentimetern Durchmesser vorgesehen, und um ganz sicher zu erreichen, daß eine eintretende Hochfluth das Becken niemals vollständig gefüllt vorfindet, ist in der Mitte des Ueberlaufers ein Schütz von 1 Meter Höhe und 1 1/2 Meter Breite, der in den wasserreichen Wintermonaten geöffnet bleibt und nur im Sommer geschlossen wird. Es ist dadurch ein Stauraum von rund 1/2 Million Kubikmeter Inhalt gegen plötzlich eintretendes Hochwasser gesichert, von dem erwartet wird, daß er die Spitzen der Hochfluthen aufnimmt und diese dadurch weniger gefährlich macht. Die Kosten der Gesamtanlagen waren auf 1 800 000 M. veranschlagt und erfordern jährlich etliche 72 000 M. an Unterhaltungskosten, Zinsen und Tilgung. Dazu steuern die Stadt Elberfeld und Warmen jährlich je 10 000 M. bei, während die übrigen 52 000 M. von den Werksbesitzern nach Maßgabe ihres Nutzens zu tragen sind. —

Humoristisches.

— „Der Kürassier mit die Jans.“ Ein in den Ruhestand getretener dicker Bäckermeister besucht mit seiner ebenso starken Ehehälfte das Berliner Opernhaus. Es wird der „Lohengrin“ gegeben, und für theures Geld bekommen sie gute, weiche Plätze. Der einschlafende dicke Herr wird von Zeit zu Zeit durch geschickt verabreichte Kippenstöße seiner Frau zum Erwachen gebracht, bis ihm die Sache zu dumm] und langweilig wird, und er gähnend zu ihr sagt: „Laß doch man den Quatsch — id jeh nach Hause.“ „Nu warte doch man noch nen bißken, es muß ja gleich der Kürassier mit die Jans kommen.“ —
— Darum! Bursche (zur Schlächtersfrau): „Der Herr Lieutenant läßt fragen, ob er den Leberläs (billigstes Münchener Volksnahrungsmittel) nicht im Abonnement billiger bekommen kann. Er hat diesen Monat wieder ein Sektfrühstück geben müssen.“ —
— Der Kenner. Michel: „Du, Loisl, sell schaug hi, do geht mei Abvdlat.“
Loisl: „Dami, dami! Der is aber zaunraderdürr.“
Michel: „Des hon i mit Fleiß tho. Woacht, Loisl, balst amal an Abvdlaten brauchst, derstt loan soasten (biden) net nehma, de speren (mageren) san de schärfern.“ — („Simplic.“)

Vermischtes vom Tage.

— Ein Geestemünder Fischdampfer geht nach dem Mitteländischen Meere. Es soll untersucht werden, ob sich das Adriatische Meer in ähnlicher Weise zur Befischung mittels Dampfer eignet wie die Nordsee. —
— Auf dem Dominium Waldvorwerk bei Gubrau erkrankte infolge des Gemüthes giftiger Pilze eine Anzahl russisch-polnischer Arbeiter. Zwei Männer und ein Mädchen sind bereits gestorben. —
— In einem Neubau in Sorau, der kürzlich erst gerichtet wurde, mußte der Weiterbau polizeilich unterjagt werden, weil das Gebäude einzustürzen droht. An demselben prangt inmitten von Blumenkranz die Inschrift: „Gott schütze dieses Haus und die da gehen ein und aus!“ und heute verfallen breite Risse in den Mauern den Zerfall des Hauses. Das dreistöckige Gebäude muß voraussichtlich wieder abgetragen werden. —
— Der von Schessel im „Trompeter von Säckingen“ besungene Säckinger Bergsee ist verschwunden. Die Fabriken von Säckingen haben sein Wasser geschluckt. —
— In der Menagerie zu Schönbrunn bei Wien wollte eine Dame dem Bären ein Stück Zucker mit ihrem Sonnenschirm zuschieben. Da entriß ihr der Bär plötzlich den Schirm und zog ihn in seinen Käfig, kletterte auf den Baumstamm und arbeitete solange daran herum, bis er sich öffnete. Unter dem Gelächter der Zuschauer schwang er den offenen Schirm über seinem Kopfe. Länger als eine halbe Stunde dauerte das Schauspiel. —
— Bei einem Zivilprozeß, der in Wien dieser Tage gegen den jungen Millionär Gutmann geführt wurde, stellte es sich heraus, daß Gutmann die Aufführung eines von ihm verfaßten Trauerspiels „Konradin“ in Berlin 20 000 Gulden gekostet habe. —
— Im Gilzuge Ostende-Köln ergriff ein Reisender plötzlich die Reisetasche einer Dame, mit der er allein in einem Wagen fuhr, warf diese zum Fenster hinaus und sprang dann selbst aus dem in voller Fahrt befindlichen Zuge. Man fand ihn mit zerquetsertem Schädel neben dem Geleise liegen. —
— In St. Austell, einer kleinen Stadt Cornwalls, ließ dieser Tage ein Mann ausschellen: „Gefunden wurde außerhalb der Gorranapelle die Summe von sechs Pence (50 Pfennig). Wer sie verloren hat, möge sich an Herrn Whitehair, Kesselmacher und Orgelbläser, Eastill, St. Austell, wenden.“ — Es kostete dem guten Mann eine Mark, seinen Fund so bekannt zu machen. —
e. e. Von der Russischen Geographischen Gesellschaft wurde die Ostspitze Fiens, das Ostkap, in „Kap Deshnew“ umbenannt, zum Andenken an den russischen Seefahrer Semen Deshnew. —
— Nach dem städtischen Verwaltungsbericht zählt Brüssel ohne Vorstädte bei einer Bevölkerung von 205 000 Seelen 3631 Gasthöfe, Schenkwirtschaften, Branntwein-Kleinhandlungen und Logirhäuser, so daß auf 56 Einwohner ein Wirthshaus kommt. Allerdings werden in 1316 dieser Häuser keine geistigen Getränke verabreicht. —